

Gott gibt es doch nicht, Herr Negel, oder?

Interview der Oberhessischen Presse Marburg mit PD Dr. Joachim Negel, geführt von Tim Gabel, erschienen am 4. Mai 2012 („Wissenschaftsseite“)

Herr Dr. Negel, Ihre Arbeit als Fundamentaltheologe besteht doch eigentlich darin, Ihren Glauben dem Zweifel auszusetzen. Gott soll der Vernunft standhalten. Aber passen Glaube und Vernunft überhaupt zusammen?

Es wäre schlimm, wenn sie nicht zusammen passen würden. Christlicher Glaube, wie ihn die katholische Tradition versteht, ist eine Wissensform, die kirchen- und gemeindebildend ist. Das heißt, der Glaube muss mitteilbar sein. Mitteilbar ist aber nur, was verstehbar und einsichtig ist. Und eben da kommt das Vernunftmoment ins Spiel. Wir müssen eine Ebene haben, auf der die verschiedensten Menschen sich treffen und der christliche Wahrheitsanspruch sich in argumentativer Freiheit ausweisen läßt. Und das ist das Forum der Vernunft.

Es wundert mich, dass Sie das Vernunftmoment so stark machen. Gott ist doch nicht beweisbar.

Das ist er natürlich nicht, jedenfalls nicht in einem empirischen Sinn. Aber dass der Gottesglaube, wie er im Neuen Testament formuliert ist und in der frühen Kirche zu seiner dogmatischen Form gefunden hat, eine der Vernunft zugängliche Dimension besitzt, daran möchte ich unbedingt festhalten.

Können Sie das etwas konkretisieren?

Es gibt eine Stelle im Ersten Petrusbrief, die ich sehr liebe: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“ (1Petr 3, 15) Von einer Hoffnung ist da die Rede, aus der die Christen leben. Jene Hoffnung als Inbegriff des Geglaubten ist nun aber nicht in Abgrenzung zum vernünftig Gewussten gefasst, sondern als Herausforderung der menschlichen Vernunft, sich an dem ihr unverfügbar *Gegebenen* selbst zu entdecken. Konkret heisst das: An der Gestalt Jesu leuchten befreiende Möglichkeiten des Menschseins auf, von denen man ohne das neutestamentliche Offenbarungsgeschehen nichts wüßte. Aufgabe der Fundamentaltheologie ist es, jene Möglichkeiten als der Vernunft des Menschen zutiefst angemessene aufzuweisen.

Sie waren lange Studentenpfarrer, jetzt unterrichten Sie junge Menschen, die Religionslehrer werden wollen. Sie bohren dicke Bretter, dagegen ist der Alltag oft schnellebig. Wie schafft man den Spagat?

Sie sprechen da in der Tat ein heikles Thema an. Theologiestudenten im ersten Semester haben heute nicht selten ebenso wenig oder genau so viel Ahnung von den Grundlagen des christlichen Glaubens wie andere Studierende auch. Da ist es Aufgabe des Dozenten, die Dinge so zu elementarisieren, dass sie verständlich werden. Aber elementarisieren heißt nicht simplifizieren, sondern heißt, anzusetzen bei den Erfahrungen, die jemand im täglichen Leben macht, um von dort aus dann zu fragen, was das für die Wahrheit von Gott und Welt insgesamt bedeutet. Das kann mitunter ein anstrengender Denkweg sein. Aber so ist das nun mal: Theologisches Denken ist anstrengend, aber auch Kunst und Literatur sind anstrengend. Alles was wirklich groß ist, ist immer auch anstrengend. Aber die Anstrengung lohnt auch; neue Einsichten zu gewinnen, ist etwas höchst Beglückendes. Nicht anstrengend sind McDonalds und die Bild-Zeitung, aber auf dem Niveau von Junk-Knowledge möchte ich mich nicht bewegen.

Gehen wir ans Eingemachte: Gibt es Gott? In Ihrer Publikation „Gott – inexistent aber unabweisbar“? “ beschäftigen Sie sich mit der Religionskritik des Leipziger Philosophen Christoph Türcke. Sie bescheinigen Türcke eine gelungene Synthese aus Philosophie und Psychoanalyse, wenn er gegen Gott argumentiert. Muss Sie das nicht beunruhigen?

Ja und auch wieder Nein! Wie jede andere hat auch diese Theorie ihre blinden Flecken. Das Aufregende an Türckes Werk besteht darin, dass er die großen Gestalten der abendländischen Denkgeschichte, Platon und Aristoteles, Augustinus und Thomas von Aquin, Kant und Hegel unter Rückgriff auf die Psychoanalyse und die Neurophysiologie gegen diese Tradition wendet. Und das tut er auf eine so ernstzunehmende und zugleich sprachlich so brillante Weise, daß man sich als katholischer Theologe herausgefordert fühlt.

Worin besteht denn die Theorie von Herrn Türcke?

Türcke greift zurück auf die berühmte These von Rudolf Otto, der Anfang des 20. Jahrhunderts hier in Marburg gelehrt hat: Gott ist das Heilige, und das Heilige ist das, was den Menschen in Angst und Schrecken versetzt: furchtbare Unwetter, wilde Tiere usw. Diese religionswissenschaftliche These verbindet Türcke nun mit einem evolutionstheoretischen Ansatz: Die geistige Konstitution des Menschen habe sich in Jahrtausende langer schmerzhafter Arbeit dadurch entwickelt, dass es unseren Vorfahren gelungen sei, den übermächtigen Schrecken der Natur zu bannen. Dies sei zunächst nicht auf dem Wege reflexiver Auseinandersetzung mit dem Naturschrecken geschehen, sondern durch dessen imitative Wiederholung. Auf diesem Wege habe der Hominide dem Naturschrecken eine Form gegeben. Und genau dadurch seien die vielen religiösen Rituale entstanden, unter denen das ekstatisch verübte Menschenopfer das wichtigste gewesen sei. Im Horror der Gewalt, den sich Menschen gegenseitig antun, um dem Horror der Natur nicht hilflos ausgeliefert zu sein, liegt also nach Türcke der verborgene Kern aller Kultur.

Und was hat das Ganze mit Gott zu tun?

Nun, nach Türckes Theorie ist Gott einerseits der Schrecken schlechthin, eben das alles überwältigende Heilige; zugleich ist Gott aber auch das, was vor dem Schrecken bewahrt, wenn es denn gelingt, diesen rituell zu domestizieren. Dadurch daß der Mensch den Schrecken domestiziert, kann er sich von ihm distanzieren, und so gewinnt das Heilige erstmals eine faßliche Gestalt. Im Spiegel dieses Gegenübers wird sich nun aber auch der Mensch erstmals ahnungsweise seiner selbst als einer eigenständigen geistigen Sphäre bewußt.

Das hört sich recht stringent an. Gott als eigenständige Wirklichkeit gibt es nicht, aber die Entstehung der Gottesidee wird nachvollziehbar als lebensrettender, weil kulturbildender Vorgang. Was halten Sie dieser These entgegen?

Ich habe zwei Einwände, der erste betrifft die methodischen Grundlagen von Türckes Theorie, der zweite ihren Inhalt. Zum ersten: Ich begreife nicht, wie aus einem triebgesteuerten Wiederholungszwang autonome Reflexion entspringen soll. Genau das aber behauptet Türcke. Ich sage dagegen: Am Anfang war nicht ausschließlich der Trieb, sondern immer auch schon der Geist! Schon der archaischste Ritus ist ein geistiges Phänomen durch und durch, weswegen unsere Vorfahren, um reflektierende Menschen werden zu können, immer schon geistbegabte Menschen gewesen sein müssen, wie sehr sie im übrigen auch im Bann des rohen Naturschreckens gestanden haben mögen. Aus dieser Überlegung ergibt sich mein zweiter Einwand: Ist es möglich, die Welt aus einem einzigen Punkt zu deduzieren, im vorliegenden Fall aus dem des Horrors? Mir scheint statt dessen, dass der dumpfen animalischen Schreckabwehr immer schon mehr zugrunde liegt als nur das Widerfahrnis eines archaischen Grauens. Selbst die archaische Schreckabwehr gründet noch in einem vorgängig Positiven: nämlich in dem Wunsch, die Zustände des Angenehmen, in denen allein

das Leben möglich ist, auf Dauer zu stellen. Wenn dem so ist, und daran besteht für mich nicht der geringste Zweifel, dann ist „am Anfang“ nicht ausschließlich und allein der Horror, sondern dieser ist immer schon Teil eines größeren Ganzen.

Und was wäre dieses größere Ganze?

Es ist das Gute. Eben dies bezeugt ja die Alltagserfahrung: Nur aus einer ursprünglichen Affirmation heraus ist Leben möglich, niemals aus einer ursprünglichen Negation! Diese Einsicht hat naturphilosophische Konsequenzen, die dann auch theologisch relevant sind: Die Ahnung einer von allem Seinsschrecken befreiten Existenz (theologisch gesprochen: des Paradieses) ist uns unhintergebar eingeschrieben: Es ist die Ahnung einer Versöhnung von Geist und Natur, Individuum und Gattung, Freiheit und Notwendigkeit. Diese Zusammenhänge bestimmen alle Regungen des Lebens: von den Selbsterhaltungsmechanismen der primitivsten Amöbe bis zu den kompliziertesten Denkopoperationen menschlichen Geistes. Im menschlichen Geist werden sie uns freilich auf besonders deutliche Weise anschaulich. Denn unser Geist ist auf Konsistenz angelegt. Deshalb kann er über sich und die Welt nur aufklären, wenn zwischen ihm und der Welt kein Widerspruch besteht. Nun erleben wir aber immer wieder solche Widersprüche. Die Kluft zwischen dem menschlichem Geist und einer Welt, die sich ihm nicht beugen will, kann letztlich nur von einem allmächtigen liebenden Gott geschlossen werden. Deshalb ist die Gottesidee auch kein Hirnspinnst, wie die Religionskritik meint, sondern die dem menschlichen Geist angemessenste Idee, die sich denken läßt.

Zur Person

PD Dr. Joachim Negel (50) ist Dozent für Religionsphilosophie und Fundamentaltheologie am Kath.-Theol. Seminar an der Philipps-Universität Marburg. Er hat in Würzburg, Paderborn, Paris und Bonn Philosophie und Theologie studiert. Nach seiner Promotion an der Universität Bonn war er lange Jahre als Studentenpfarrer an der Universität Dortmund tätig. Von 2004-2009 war er Dekan des Theologischen Studienjahres Jerusalem, einem ökumenischen Auslandsprogramm des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) in Israel, das von der Päpstlichen Universität Sant' Anselmo, Rom, getragen wird. Seit dem Wintersemester 2009/10 lebt und arbeitet er in Marburg, u.a. ist er als Subsidiar an der Kugelkirche St. Johannes tätig. Im vergangenen Sommer hat er sich an der Universität Münster im Fach Fundamentaltheologie habilitiert.

Literatur zum Thema

Christoph TÜRCKE: *Philosophie des Traums*, München: Beck (2008, zweite Aufl. 2009).

Joachim NEGEL: „Gott – inexistent aber unabweisbar“? *Die Religionskritik Christoph Türckes als Anfrage an die Theologie*, abrufbar unter:

<http://www.uni-marburg.de/hosting/ks/personal/negel/gottin.pdf>

Thomas PRÖPPER: *Theologische Anthropologie*, Freiburg/Br.: Herder (2011).

Jürgen Werbick: *Den Glauben verantworten. Eine Fundamentaltheologie*, Freiburg/Br.: Herder (2001).